

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1896

II. Der Schakelhaverberg. (Mit einem Plan.) Von Fr. W. Riemann. [Mit Abb.]

II.

Der Schakelhaverberg.

(Mit einem Plan.)

Von Fr. W. R i e m a n n.

Bekanntlich wird gegenwärtig der Schakelhaverberg in der Nähe Zeevers zu Meliorationszwecken abgetragen und mit dem daraus gewonnenen Material an fruchtbarem Humusboden und Klei die niederen, umliegenden Moorländereien erhöht. Mit diesem Berge wird ein Denkmal aus der ältesten Zeit Östringens, ein Zeuge der Einführung des Christentums und späterhin der schweren Kämpfe, welche die streitbaren Östringer um die Mitte des 12. Jahrhunderts mit den Nachbargauen durchzufechten hatten, von der Bildfläche verschwinden. Da spätere Geschlechter nach diesem mit seiner Entstehung in die ältesten Zeiten zurückreichenden Zeugen der frühesten Ereignisse unserer heimatlichen Geschichte umsonst Umschau halten werden, beanspruchen die bei der jetzigen Abtragung zu Tage gekommenen Ergebnisse für die Altertumskunde um so größeres Interesse und schien es eine für die Gegenwart unabweisbare Pflicht, der Nachwelt Nachricht zu geben über sein Verschwinden.

Der Schakelhaverberg liegt in einem jetzt zum Krongut gehörigen Landstück von 5 Matten ungefähr 1 km vom Hookstief entfernt, nördlich von Moorhausen, welches dahin seine Entwässerung hat, und mittwegs zwischen Zever und Sillenstede am alten Wiedeler Wege. Da wo das Groß-Moorwarfer Tief fast im rechten Winkel in das Wiedeler Tief einmündet, liegt nördlich von ersterem und westlich von letzterem der Hauptkomplex, in der Richtung von Westen nach Osten länger sich ausdehnend als von Süden nach Norden. Nach dieser Richtung ist es vom Berghamm und anderen



ebenfalls zum Krongut gehörigen Landstücken durch einen neu aufgeräumten, 2 m breiten, in mehreren Bogen nach Westen streichenden Entwässerungsgraben abgegrenzt. Nach Westen zu zieht sich das Landstück in einem schmalen Streifen wohl noch 200 m weit das Moorwarfer Tief entlang und hierhin führt auch der Fußweg von Sillenstede nach Sever, der zuletzt in den Ochsenhammsweg einmündet. Nach Nordosten führt eine Klampe über das Wiedeler Tief gerade in der Ecke, wo dasselbe von seiner bisherigen nördlichen Richtung nach Nordwesten hin abbiegt.

Nicht das ganze Landstück erhebt sich beträchtlich über das Niveau der umliegenden Ländereien, sondern nur der im Osten gelegene größere Teil. Hier erreicht es in der nordöstlichen Ecke, nahe der Klampe vielleicht eine Höhe von höchstens $1\frac{1}{2}$ bis 2 m über die angrenzenden Weiden. Doch nur eine Kreisfläche von vielleicht 25 m im Durchmesser erhebt sich bis zu dieser Höhe, der übrige Teil mag wohl gegen 30 cm niedriger liegen und die äußeren Abhänge steigen kaum über 2 Fuß über die Umlande empor. Auch der schmale und lange Zugang von Sever her erhebt sich wie ein Deichrücken über die Umlande. Auf ihm führt der Fußweg, wie schon gesagt, von Sever nach Sillenstede. Auf der Höhe des Hügels ragten einige mächtige Flinten sowie Spuren von Mauerwerk aus dem Boden heraus, Anzeichen dafür, daß einst Bauwerke den Berg gekrönt. Alte Leute in Moorwarfen wollen sich dessen noch erinnern, daß auf der Nordseite weit aus dem Boden hervorstehende Reste von Mauerwerk vorhanden gewesen sind.

Man durfte also hoffen, daß bei der Abtragung irgend welche Reste aus früherer Zeit zu Tage gefördert werden würden. Bei der Begräumung der niederen Teile des Berges hat man gar nichts gefunden. Nach wenigen Spatenstichen durch humusreiche, schwarze Erde stieß man hier auf Moorboden, der natürlich nach erhaltenen Resten aus unserer Väter Tagen nicht durchsucht wurde. Auch die Aufräumung und Verbreiterung der Entwässerungsgräben förderte nichts aus alter Zeit zu Tage.

Erst als man die Abtragung der etwas höheren Partien in Angriff nahm, fand man in den obersten Lagen in gutem Humus-

boden eingebetteten, ganz zerbröckelten Bauschutt. Hier fanden sich auch zahlreiche, flachgedrückte Kugeln aus gebranntem Thon,¹⁾ von ziemlich gleicher Größe, jedoch nicht im oberen Bauschutt, sondern in der tiefer sitzenden Kleischicht, die bis auf Maifeld, d. h. bis zum Moorboden reichte. Viele waren durch die Feuchtigkeit des Bodens durchweicht und zerfielen an der Luft. Manche wurden mit dem Spaten glatt durchstoßen, ohne daß man den Widerstand fühlte, trotzdem die Arbeiter achtsam verfahren. Gegen 20 Stück waren jedoch noch einigermaßen gut erhalten. Sie wurden auf Grund der den Bedingungen für Annahmerarbeiten allgemein angehängten Klausel, wonach gefundene Wertgegenstände und Sachen von historischem Wert an das Museum abzuliefern sind, nach Oldenburg geschickt. Sie sind so ziemlich von gleicher Form, halten ungefähr 12 cm im Durchmesser und sind 5—6 cm dick. Der äußere Rand ist abgerundet. In der Mitte der flachen Seite befindet sich ein vielleicht 2 cm breites, an den Rändern abgestumpftes, rundes Loch. Sie bestehen, wie gesagt, aus Thon und sind allem Anscheine nach in offenem Feuer gebrannt worden; die rotgelbe Farbe der Außenfläche zeigt das ganz deutlich. Ihre Verwendung fanden sie wohl als Fischnetzbescherer. Sie sind auch alle an einer Stelle im Bogen lagernd, aufgefunden worden, haben also wahrscheinlich zur Zeit, als der bergende Schoß der Erde sie aufnahm, am Fischnetz gefessen. Von diesem aber hat sich nicht die geringste Spur erhalten. Noch heutzutage fertigen sich Fischerleute in Ermangelung von Bleifugeln ähnliche Gewichtstücke zur Beschwerung ihrer Netze an.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß nahe bei diesen gebrannten Thonkugeln auch die Trümmer mehrerer Handmühlsteine aus sehr hartem, grauem Stein angetroffen wurden. Die Platten waren jedoch völlig zertrümmert, nur ein Viertel ungefähr von einer war ganz geblieben. Hier schienen die oben beschriebenen Thonkugeln in das in der Mitte befindliche Schüttloch zu passen, weshalb anfäng-

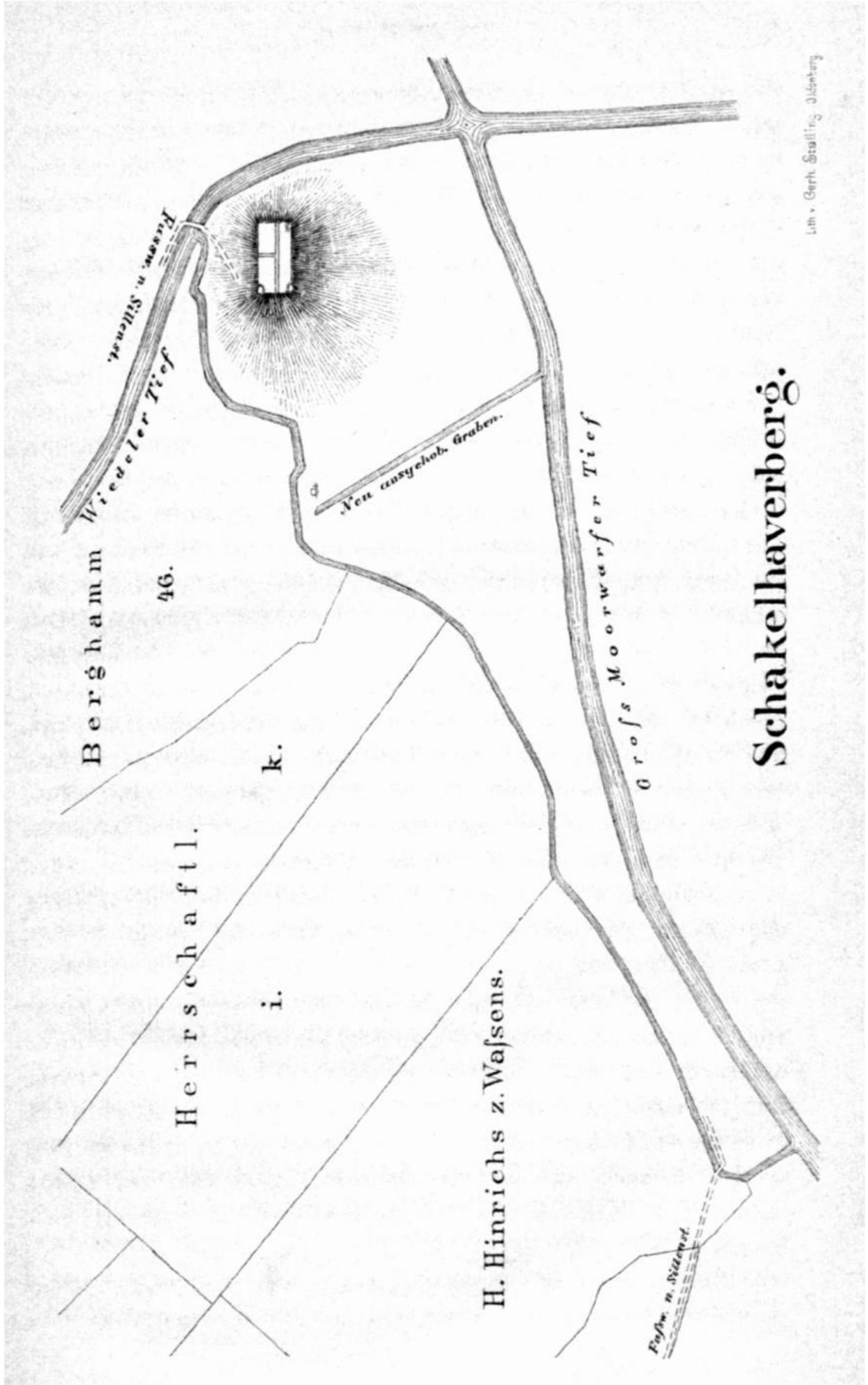
¹⁾ Beim Bau der Börse zu Bremen wurden tief im Grunde ähnliche aus Lehm gebrannte Kugeln oder Ringe gefunden. W. v. Bippen, Gesch. der Stadt Bremen I, S. 374.



lich die bei der Abtragung beschäftigten Arbeiter sowohl wie die Laien, denen die Kugeln zur Besichtigung vorgelegt wurden, sie für die konischen Rotationskegel dieser Handmühlen ansahen. Schon das weiche Material dieser leicht gebrannten Thonkugeln muß von solcher Annahme abraten.

In den untersten Schichten fanden sich, wenn man bis auf den Moorboden durchgrub, zahlreiche Reste von angekohlten und nicht angekohlten Eichenbalken, die tief aus dem Moorboden hervorgezogen wurden. Daß es nicht Reste von umgewehten Baumstämmen waren, sondern daß sie einst durch Menschenhand irgend welche Verwendung gefunden hatten, zeigten die Spuren von Bearbeitung, runde Löcher, in denen zum Teil noch lose die Holzpflocke steckten. Daß sie jedoch auf keinen Fall vordem dem Gebäude angehörten, dessen Bauschutt die obere Schichte birgt, bewies der gänzliche Mangel von Backsteinbrocken in der Moor- und der angrenzenden, darüber gelegenen Kleischicht, wo man sie fand. Unter der höchsten Stelle des Berges kamen sie unter der Kleischicht im Moor zahlreicher zum Vorschein als weiter ab. Hier fanden sich aber auch in dem ganz oben lagernden Bauschutt Reste von fichtenen und eichenen Bohlen zum Teil mit eingeschlagenen, großen, eisernen Nägeln, von denen die im Moor gefundenen Eichenbalkenreste, so viel mir bekannt, keinen aufwiesen. Diese Reste sind von den Arbeitern zum Teil aufbewahrt worden.

Sonst wurden in den niederen Schichten nur geringe Reste aus früherer Zeit gefunden. Scherben von unglasierten Töpfen, ein zerbrochener eiserner Ring, ein kleinerer, einem Ohrring ähnlich, wahrscheinlich aus Messing, ein großer Nagel, und endlich ganz tief im Boden, unmittelbar über der Moorschicht ein wohl erhaltenes Hufeisen von außerordentlichem Umfang, ganz flach und von einer Form, wie sie jetzt durchaus nicht mehr üblich ist. Die Nägel saßen zum Teil noch in den Löchern. Falls es nicht von einem vergrabenen Pferdekadaver herrühren sollte, wovon, nebenbei gesagt, nicht die geringsten Knochenreste gefunden wurden, muß es seit sehr langer Zeit im Boden gefessen haben, da es unmittelbar zwischen Klei und Moor, an der tiefsten Stelle des Berges angetroffen wurde.



Lith. v. Gerh. Stalling, Oldenburg

Schakelhaberberg.





Ganz in der Nähe befand sich ebenfalls tief im Grunde eine eigentümliche Metallstange aus Messingbronze, 14 cm lang und $1\frac{1}{4}$ cm stark, in der Mitte etwas eingebogen und von oben nach unten zweimal in einem Abstand von 2 cm quadratisch durchlocht. An den Seiten befanden sich schöne Blattornamente, die aber mit anscheinend roter Oelfarbe überzogen waren. Am linken Ende saß ein Wolfs- oder Hundekopf mit offenem Maule und hervorstehender Zunge. Die Löcher der aufgerichteten Ohrmuscheln waren ganz geschickt herausgearbeitet. An Stelle eines Kopfes saß am andern Ende ein nicht weiter bearbeiteter Knopf. Von den beiden oberen Flächen war die eine mit einem gut gearbeiteten Herz-, die andere mit einem zierlichen Rankenornament versehen. Die Größe und Ähnlichkeit veranlaßte manchen derjenigen, welche die Stange sahen, sie für die Parierstange eines Schwertes zu halten. Dagegen spricht die an der unteren Seite befindliche, tiefe, rechtwinklig einschneidende Rille. Eher wird man in ihr einen Teil eines Thürklopfers oder Ständers zu erkennen haben.

Bessere und interessantere Ergebnisse brachte die Abtragung erst, als die Arbeiter sich dem höchsten Teile des Hügels näherten. Hier konnte jeder im Querprofil folgende Schichtungen wahrnehmen. Im tiefsten Untergrunde saß schmieriger Moorboden; darauf lagerte der Kern des Hügels bis 2 m hoch Klei- und Knickboden, der aber durch den Druck des darauf lagernden Gewichts an Erde und des Gebäudes stellenweise bis zu 1 m Tiefe in das Moor eingepreßt und in den Grund gegangen war. Bevor ihnen der Befehl zur Erhaltung des Kapellenfundaments zugegangen, hatten die Arbeiter einige der großen Fundamentflinten versenkt. In der dazu hergestellten Grube konnte jedermann die Einpressung der Klei- und Knickschicht (jedoch nur unter dem höchsten Teile des Hügels in dem weicheren Moorgrund) vollkommen deutlich wahrnehmen. In dieser Klei- und Knickschicht befanden sich ungefähr 20—30 cm hoch mehrere Stellen, die aus einer rötlich gelben, mulligen, leicht zerreibbaren, losen Bodenmasse bestanden. Die Arbeiter sagten, es hätte den Anschein, als ob es Asche wäre. Gebeine fanden sich darin aber nicht. Über der Kleischicht befand sich Bauschutt, am Rande in dünner Schicht, nach der höchsten Stelle des Hügels hin

in immer steigender Dicke bis zu $\frac{1}{2}$ m. In diesem Bauschutt befanden sich zunächst Brocken jener außerordentlich großen Backsteine aus altem Feldbrande, wie man sie an ganz alten Gebäuden, besonders Kirchen, noch ganz häufig zu beobachten Gelegenheit hat. Erst weiter nach der Höhe des Hügels zu fand man halbe und ganze Steine noch mit dem Mörtel von Muschelkalk umkleidet. Dazwischen fanden sich zertrümmerte Dachziegelu von ganz alter Form, aber wenig größere Stücke davon und, so viel ich weiß, nur ein oder zwei gut erhaltene, ganze Dachziegelu, deren innere Höhlung mit Muschelkalk fast ganz angefüllt war. Sie waren viel schmaler als die jetzigen, halbkreisförmig ausgehöhlt und verjüngten sich nach oben ein wenig.

Die Nacken, womit sie an den Sparren aufgehängt werden, waren viel kräftiger als bei den heutigen; sie standen nicht im rechten Winkel ab, sondern nach unten in einem etwas spizen Winkel.

Einzeln fanden sich hier auch Bottscherben, besonders von großen, starken, graufarbigem, unglasierten Töpfen. Im schon höheren Bauschutt trafen die Arbeiter auch zahlreiche Brocken von gelb- und grünglasierten Fliesen, hier jedoch keine ganz erhaltenen.

Bei weiterem Vordringen stieß man endlich auf das Fundament der einst hier bestehenden Kapelle. Die großen und breiten Flintsteine, aus denen es bestand, waren mit der unbehauenen Grundfläche in die vorher vielleicht erweichte Kleischicht eingedrückt worden. Auf diesem außerordentlich kräftigen Fundament erhob sich der in jenen großen Backsteinen aufgeführte, wahrscheinlich sehr einfache, ornamentalen Schmuck wohl entbehrende Rohbau der Kapelle. Die Langseite des Fundaments lief von Westen nach Osten und mag, nach Schritten abgemessen, 18 bis 20 m lang gewesen sein, während die Breitseite zwischen höchstens 8 und 9 m gemessen haben wird. Deutlich sogar für ein ungeübtes Auge zu bemerken war es, daß die Fundamentsteine im Osten nach dem Wiedeler Tief hin, wo auch die Kleischicht weniger hoch war, niedriger lagen als im Westen, was offenbar im Nachsacken des östlichen Teiles in den weicheren Untergrund seine Ursache gehabt hat.

Innerhalb der Fundamente war der Bauschutt nicht bis zu der Höhe aufgehäuft wie außerhalb; dagegen fand man hier eine

Unmasse der oben erwähnten Fluren, auch zahlreiche noch wohl erhaltene, mit voller gelber und grüner Glasur. Sie hielten 19 cm im Quadrat und waren 3 cm stark. Die Arbeiter vermochten festzustellen, daß sie in diagonalen Feldern zusammengestellt, schachbrettartig, in den Farben abwechselnd, den Belag des Fußbodens der Kapelle gebildet haben, nicht etwa die Wandbekleidung. Bei einzelnen, die vielleicht der Außenwand zunächst sich befunden haben mögen, konnte man in der Glasur noch besondere Randverzierungen bemerken. Die Anzahl der Fluren ließ sich auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit kaum feststellen, doch ist nicht zu vergessen, daß der ganze Mittelgang der Kapelle, sowie der in der Mitte der Nordseite belegene Eingang völlig damit belegt schien.

Hier fand man auch einige Fensterverblendsteine mit rundem Stab an einer Seite; noch andere zeigten schräge Rillen und endlich fand sich einer, in welchem eine Art Käfermuster eingepreßt zu sein schien.

Weitaus am interessantesten aber waren die in der Kleischicht gemachten Funde außerordentlich vieler Menschenknochen, die jedoch alle so morsch waren, daß sie an der Luft zerfielen und zwischen den Fingern zerrieben werden konnten. Es war darum kaum möglich, irgend etwas zu bewahren. Nur einen Bein- oder Armknochen und einen Schädel vermochten die Arbeiter mühsam zu erhalten; doch ist der Schädel nachher noch in 8 bis 10 Scherben zerfallen. Unter diesen Umständen konnten die Arbeiter die Knochenreste nicht sammeln, sie sind mit dem Klei über das Land verfahren worden. Das erhaltene Beinstück und der Schädel sind wie altes Elfenbein gelb gefärbt, die Hirnschale des Schädels aber durch den Zahn der Zeit ganz dünn geworden und brüchiger als Thonscherben. Diese Reste befanden sich innerhalb der Kapellenfundamente, ebenso wie jene nesterweise vorkommenden, mulligen Plätze im untersten Teile der Kleischicht, unmittelbar über dem Moorboden. Daß dieser gelblichbraune Mull aus nichts anderem besteht als aus den im Laufe der Jahrhunderte umgebildeten Überresten einst frohgemuter Menschen, wird einem Zweifel kaum unterliegen.

Menschenknochen fand man aber nicht nur innerhalb der Fundamente der Kapelle, also unter dem höchsten Teile des Hügels,



sondern auch außerhalb derselben im nächsten Umkreis und endlich sogar mit gleicher Häufigkeit auch in den Schichten unter den großen und häufig meterbreiten Fundamentsteinen selbst. Das scheint ein ausreichender Beweis dafür, daß diese Gebeine hier zur Grabesruhe gebettet wurden noch bevor die Kapelle existierte, und daß der ursprüngliche Hügel von vielleicht weit geringerem Umfange seiner Zeit als Grabhügel *über diesen menschlichen Gebeinen aufgeworfen* ist. *Seite, 1. Umf. S. 814*

Dementsprechend war der Fund von Altertümern nicht von Belang. An eisernen Gegenständen fand sich eine Reihe sehr großer Taschenmesser mit breiter Klinge, die jedoch durch Rost fast bis zur Unkenntlichkeit zerstört waren. Außerdem wurden gefunden ein ganz eisernes Messer, von dem jedoch der Fundort nicht festzustellen war, Haken und Ringe von Pferdegeschirr, endlich einige Stücke altes Eisen, in denen die Arbeiter Reste von Schwertklingen zu erkennen vermeinten und zuletzt ein ganz verrostetes Stück Eisen, das Ähnlichkeit mit einem Speereisen oder mit dem Ende eines großen Thürbeschlags zu haben schien. Um als letzteres bestimmt zu werden, fehlten ihm allerdings die Löcher für die Nägel; andererseits war aber auch keine Öffnung zum Einstecken des Speerschaftes zu bemerken, ja nicht das geringste Anzeichen, daß weiter abwärts von der Bruchstelle eine solche vorhanden gewesen sein könnte. Am besten wird man das Urteil Sachverständiger darüber abwarten.

Auffällig muß es erscheinen, daß bei der Abtragung keine Reste von Glascheiben aufgefunden wurden. In der Erde vergraben und mit Schmutz überzogen entgingen die in kleine Stücke zerbrochenen Glascherben dem Auge des Nachforschenden leicht. Erst als nach Beendigung der Arbeit eingetretener Regen die Glasstückchen rein gespült hatte, fielen sie dem Besucher der Stätte ins Auge. Von den ganz in der Nähe der Kapellenfundamente gefundenen Glasplittern waren zwei flach geblieben und bestanden aus dem bekannten, grünlich durchscheinenden, alten Fensterglase. Ein Stück, ebenfalls Fensterglas, war verbogen; die Verkrümmung war jedoch anscheinend durch Feuer bewirkt, worauf die Hinzadern im Glas zu schließen verstatteten. Von weit größerem Interesse aber waren einige Stückchen, die einen deutlich erkennbaren Metallbelag

zeigten, aber nicht wie Spiegelglas auf einer, sondern auf beiden Seiten. Dieser Metallüberzug kann jedoch kein Quecksilberbelag sein, da Quecksilber nur durch Zinn verbunden werden kann, welches letzteres in der Erde in aller kürzester Zeit oxydiert. Der deutlich erkennbare, silbern glänzende Metallüberzug der Glassplitter scheint also wahrscheinlich Silberbelag zu sein. Er befand sich an einzelnen Splintern auf beiden Seiten, ja sogar die Bruchränder waren damit überzogen. Das kann nur durch große Hitze geschehen sein. Durch sie schmolz das Metall und hat sich alsdann nach den Rändern verlaufen und diesen mitgeteilt. Bei aufeinander liegenden Stücken konnte es sich eben so leicht auch auf die anfänglich nicht damit versehene Seite auflagernder Scherben verlaufen und auch diese überziehen. Auch die schönen, metallisch glänzenden, bunten Farben dieser Glassplitter und die auf einem Stückchen deutlich sichtbaren Luftblasen deuten auf ihre Entstehung durch hohe Hitzegrade hin. Ob dieser Belag der Glasscherben von der Einfassung vielleicht bunter Glasfenster oder von einem auf der Rückseite mit Silberstaniol überzogenen Glasgemälde herrührt, lassen wir dahingestellt, Das scheinen sie aber zu erweisen, daß die Kapelle einstens durch Feuer ihren Untergang gefunden hat, wobei vorher die in derselben bewahrten Wertgegenstände mit großer Gründlichkeit entfernt sein müssen, da der Schuttkegel nicht die geringsten Reste davon enthalten hat.

Über die Bedeutung des Namens läßt uns selbst der „Ortsnamendeutungskünstler“ Harkenroht, der aller friesischen Ortsnamen Bedeutung ergründet, im Stich. Wenig wahrscheinlich ist die Ableitung von schaken = rauben, welches Wort besonders in der Bedeutung „ein Frauenzimmer entführen oder schänden“ vorkommt. Abgeleitet ist davon altfränk. skakere oder skaker, althd. scahhari = Räuber, das sich heute noch als „Schächer“ erhalten hat. Danach würde es so viel als „Räuberhof“, keineswegs aber „Seeräuberburg“ heißen, wie man einzeln behauptet, denn dem Worte skaker oder scahhari hat nie die Bedeutung „Seeräuber“ innewohnt. Zur Zeit der berüchtigten Vitalier, zu deren Ausrottung die Hanseaten zu Ausgang des 14. und im Anfang des 15. Jahr-



hundertſ nicht nur ihre kriegstüchtigen Roggen ausſandten, ſondern die ſie auch in ihren Schlupfwinkeln zu Emden, Marienhave, Wittmund und Sibetsburg heimsuchten, war zudem der an Schafelhawe vorbeifließende, in die Harle bei Schluif einmündende, weſtlichſte Weſerarm ſchon längſt verſchlückt und für Seefchiffe unbefahrbar. Daher werden uns als Schlupfwinkel der Vitalier im öſtlichen Teile Dſtfrieſlands neben dem im äußerſten Norden gelegenen Taingſhausen, auch Wittmund, der Hooſ, Schaar, Widdelsfähr und Marienſiel, nie aber Sever oder Schafelhawe genannt. Dieſes, ſowie die Kleiburg, arx Cleiburgica, d. i. der heutige Woltersberg, und Sever, frühzeitig ſchon im Beſiße von Hajo Harles, während ſein Bruder Sibet ſeinen Sitz auf der Sibetsburg hatte, ſcheinen Schlupfwinkel der Vitalier überhaupt nicht geweſen zu ſein.

Aller Wahrſcheinlichkeit iſt Schafelhawe abzuleiten von ſchakel = Fiſchnetz und have = Hof; es hat alſo den Namen Fiſcherhof gehabt, d. i. ungefähr derſelbe Name, wie ihn heute noch die bei Weſtrum gelegenen Fiſcherſhäuser haben. Die bei der Abtragung des Hügels tief im Boden zahlreich gefundenen, flachrunden, in der Mitte durchlochten Thonkugeln, die aller Wahrſcheinlichkeit nach als Fiſchnetzbeſchwerer gedient haben, ſcheinen gleichfalls für dieſe Deutung des Namens zu ſprechen.

Ernſtlich wird heutzutage ſchwerlich noch jemand Ehrentrautz¹⁾ Vermutung nehmen, daß Schafelhawe, in der Raſteder Chronik Schuckeldemiri genannt, wie der Ortsname Schooſt, früher Scohorſt oder Scohurſt, abzuleiten ſei von dem Angeliſächſiſchen scôh oder scuoh, welches nach Leo²⁾ „Wald“ bedeutet haben ſoll. Die Wiedel, in welcher der Schafelhaverberg gelegen iſt, war ehemals eine völlig moräſtige Landſtrecke, die der fortwährenden Inundierung durch den hier vorbeifließenden, weſtlichen, durch die Harle ins Meer ſich ergießenden Weſerarm ausgeſetzt war. Das noch heute ſüdöſtlich vom Schafelhaverberg befindliche „Wiedeler Meer“, welches in früheren Zeiten bis hart an den Schafelhaverberg herantrat, iſt

¹⁾ Lappenberg, Die älteſten Raſteder Jahrb., S. 72. (Sonderabdruck aus Ehrentrautz Frieſ. Arch. II.)

²⁾ Leo, Rectitudines ſingul. pers.

der unbedeutende Überrest der früher weithin, selbst über das jeversche Moorland sich erstreckenden Wasseransammlung. In dieser Niederung kann Wald nicht gediehen sein; der von Klei durchzogene, schmierige Moorboden, der in der ganzen Wiedel angetroffen wird, in dem sogar noch viele Seemuscheln sich erhalten haben, weist schon darauf hin. Die höheren Ränder allerdings, z. B. das nahe gelegene Moorhausen und Moorwarfen, wo im Moore Baumstämme ausgegraben worden sind, mögen früher mit Eichen- oder Fuhrenwald bedeckt gewesen sein. Zwischen Moorwarfen und Heidmühle befindet sich im hohen Moor noch eine ganze Ansammlung abgebrochener, morscher Eichstämme und Wurzelknorren von außerordentlicher Stärke.

Der Name Schafelhava weist, wie schon oben gesagt, in die ältesten Zeiten unserer heimatlichen Geschichte zurück. In der alten Östringerchronik, die vielleicht in lateinischen Versen die Großthaten der Östringer besang und pries, heißt es, daß im Moor oder Meer bei Schafelermeer — im Urtext hat sicher „in stagno Schakelmeri“ gestanden — der heilige Willehadus die Östringer getauft habe.

Schakelhava wird auch schon in den Rasteder Jahrbüchern¹⁾ genannt. Dasselbst heißt es:

„Zur Zeit dieses Abtes (Siward † vor 1158) entstand zwischen den Gauen der Östringer und Rüstinger eine Fehde. Infolge derselben verheerten die Rüstinger, der Tapferkeit ihrer Mannschaft vertrauend, das ganze Östringerland mit Raub und Brand. Die Östringer aber zogen sich, als sie die Übermacht ihrer Gegner sahen, ad stagnum, quod dicitur Schuckeldemiri, in das Sumpfmoor Schuckeldemiri zurück, das infolge des Frostes mit Eis sich überzogen hatte. Gleichwohl folgten ihnen allzu kampfbegierig die Rüstinger, erlitten aber alle den Tod, sei es durch Ersticken in dem unter ihrer Last einbrechenden Moor, oder durch die Hand der Östringer. Die Sieger aber erbauten zum Gedächtnis ihrer Heldenthat an einem Orte, Uppenvelde geheißten,²⁾ der heiligen Jungfrau eine prächtige Kirche, die noch vorhanden ist.“

¹⁾ Die ältesten Rasteder Jahrb., herausg. v. Lappenberg, S. 36 u. 41.

²⁾ Es ist die Kirche des späteren Klosters Östringfelde, früher Marienfeld oder Marienkamp — in campo beatae Mariae — genannt.



Ausführlicher aber schilderte diese Großthat die Östringerchronik, deren allerdings sehr verblaßte und abgeschwächte Erzählung sich erhalten hat in der Chronica Jeverensis, geschreven tho Varel dorch Eilerdt Springer anno 1592, die von dem Schreiber dieser Zeilen soeben herausgegeben worden ist. In ihrer mythenumrankten Erzählungsweise berichtet diese Chronik folgendermaßen darüber:¹⁾

„Do sint dar gekamenn viff Hertogenn mit grotem Volcke, do fruchteden sik de Ostringenn sehr, vnnnd repenn Godt dem Heren ann vmme hulpe, vnnnd laueden eine Kercke tho buwen Inn de Ehre Sunte Steffan tho Schortense, Alse se denn ock hebben gedan, vnnnd gingenn vlitigenn thone stride, vnnnd hebbenn vann eren Innkamende Viende geslagenn Dre Dusent Mann, vp denn Moer by Schokeller Moer genomet, vnnnd sint ock aldar Hertogenn vnnnd Herenn also beliggen gebleuenn vnnnd begrauen vp dennsuluen platze, dar se geslagenn weren, vann denn Sassen sint gebleuenn Cordt vann Brockhusenn, Carsten Greue vann Gulich, Wigboldt Im Holte, Rumis, Balckius, Nicolaus.

Disse stridt is gescheen Im Kampe dar thouoren Anno 781 Astringe van Wilhado gedofft was. Do lauedenn de Ostringers vnser leuenn Frouwenn Schrin dorch Ostringenn tho dregenn.“

Noch einer zweiten Schlacht bei Schafelhawe erwähnt die Springersche Chronik im Verlauf dieser blutigen Fehde. Sie erzählt:²⁾

„Des Jars darna (1165) bereddenn sick de Rustringers, alle so twisschen der Made vnnnd der Wesser wanenn, Jegen de Ostringers.

Disse sint thosamende Inn Ostringenn getagenn, vnnnd do se segenn, dat sick de Ostringers darup gestarcket haddenn, hebbenn se de flucht genamenn tho Schackelhauen, dat do thor tidt woll beuestiget was.

De Ostringers haddenn tho sick gewunnenn Soshundert Norders, Auerst de nemenn de flucht do se stridenn scholdenn,

¹⁾ Chronica Jeverensis. Geschreven tho Varel dorch Eilerdt Springer, herausgegeben v. Fr. W. Niemann, S. 21 f.

²⁾ Ebenda S. 25 f.

De Ostringers repenn Godt vmme hulpe ann, vnnd gingenn thom stride, vnnd wunnen denn stridt, vnnd slogen Achtedusent Mann,“

und die Springersche Chronik von 1594 fügt noch hinzu:

„etlike bleuenn Im Meer dodt liggenn, vnnd men konde nicht droge vp denn Ise ghan Im hogen Scho, wente Idt Inn denn Winter was.“

Die Darstellung ist durch die Legende verschönert und zugleich entstellt, das beweisen mit ziemlicher Sicherheit die ins Maßlose übertriebenen Verlustzahlen der Feinde; aber eines historischen Hintergrundes entbehrt die Erzählung keineswegs. Darum sind wir nicht berechtigt, Zweifel darein zu setzen, daß in jener verheerenden Fehde große Ereignisse am Schafeler Moor und Schafelhave sich abgespielt haben, deren nicht nur die mythische Erzählung der Springerschen Chronik, sondern auch der nüchterne Bericht der Rasteder Jahrbücher Erwähnung thut. Einen Irrtum aber, welchem die späteren Erzähler dieser Ereignisse in Anlehnung an die mythische Erzählung der Springerschen Chronik verfallen sind, vermeiden die Rasteder Jahrbücher: sie berichten nichts von starken Befestigungsanlagen, die damals Schafelhave gekrönt haben sollten. Und dementsprechend hat die Abtragung des Hügels nicht den leisesten Anhalt geliefert, der darauf hinweisen könnte, daß Schafelhave einst befestigt gewesen sei. Steinmauern waren im 12. Jahrhundert überhaupt noch sehr selten in friesischen Landen. Das mächtige, durch seinen Handel ausblühende Groningen hat an Stelle des alten Ballisadenzaunes erst im Jahre 1110 sich durch steinerne Mauern geschützt. Aber auch einen Ballisadenzaun wird Schafelhave kaum gehabt haben, da ihm das ringsum gelegene, schwer zugängliche Moor Sicherheit genug bot, wie die Rasteder Jahrbücher treffend erwähnen: *ad stagnum, quod Schuckeldemiri dicitur, gelu et glacie tunc temporis solidatum, confugerant*. Der um die Durchforschung der alten Chroniken hochverdiente Archivrat Dr. G. Sello in Oldenburg hat überzeugend nachgewiesen, daß gerade aus dem unverstandenen lateinischen Text „*gelu et glacie tunc temporis satis solidatum*“ die Mär von der Befestigung Schafelhaves ent-



standen sein wird. Oder sollten die zwischen Moor- und Aieiboden angetroffenen Reste von Eichenbalken auf einen Pfankenzaun zurückverweisen?

Zwanzig Jahre lang hatte blutige Feindschaft die Gaue an der Tade entzweit, da gelang es endlich im Jahre 1168 den Mahnungen des Erzbischofs von Bremen, vor allem aber den eindringlichen Worten des Rasteder Abtes Donatus oder Donatianus (urkundlich 1158—1164), den Frieden zu vermitteln. An den Ufern der Made kamen die Eingefessenen der beiden Gaue zusammen und erfolgte durch Abt Donatus die Ausföhnung. Die Rasteder Jahrbücher berichten darüber:

„Dieser Abt hatte bei den Friesen so großen Einfluß, daß es seiner Bemühung vorzüglich gelang, die den Rüstingern von den Östringern bei Schafelhawe beigebrachte Niederlage zu sühnen. Dreißig Jahre hatte diese Fehde gedauert und kaum vermochte sich das völlig verwüstete Rüstinger Viertel diesseits der Tade wieder zu erholen. Für die Vermittlung des Friedens erlangte der Abt von beiden Gauen Dank und reiche Gaben für sein Kloster,“ besonders wohl von den Rüstingern, während die Östringer nach ihrem vor der Schlacht bei Schafelhawe geleisteten Gelübde zu Ehren des heiligen Stephan die Kirche zu Schortens, oder nach den Rasteder Jahrbüchern die Kapelle zu Östringfelde erbauten. Daß zu Schafelhawe, wo die in der obenerwähnten Schlacht Gefallenen gleich auf dem Schlachtfelde begraben worden sein sollen, eine Kapelle zum Gedächtnis der Schlacht oder der Gefallenen errichtet worden sei, wird nirgends erwähnt.

Seitdem verschwindet Schafelhawe für mehrere Jahrhunderte dem forschenden Auge des Historikers gänzlich; vom Jahre 1168 an bis zum 18. Oktober 1497 erscheint es in keiner Chronik, in keiner Urkunde. An diesem Tage errichtete die von der Pest befallene erste Gemahlin Edo Wiemfens des Jüngeren, Frouwe, ihr Testament und vermachte darin der Kapelle zu „Schackelerhove“ einen Gürtel.¹⁾

¹⁾ Friedländer, Ostfr. UB. II. Nr. 1569.



Diese Kapelle mag in den Kriegsläufen der beiden ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts ihren Untergang gefunden haben und nicht wieder aufgebaut worden sein, wir wissen aber nicht wann, und die Abtragung hat eine sichere Handhabe für die zeitliche Ansetzung der Zerstörung nicht ergeben. Aller Wahrscheinlichkeit nach rührt jedoch der auf der Höhe des Hügels lagernde Bauschutt gerade von dieser Kapelle her.

Aus späterer Zeit befindet sich im Großherzoglichen Haus- und Central-Archiv in Oldenburg noch eine Urkunde¹⁾ ohne Angabe von Zeit und Ort der Ausstellung, in welcher Bohnk von Oldersum, Drost zu Jever, urkundet, daß Mitterdt Enerdes den Hilligen tho Schafelerhave Land im Kirchspiel Waddewarden verkauft habe. Der Inhalt der Urkunde trägt jedoch zur Lüftung des Schleiers über die Zeit der Zerstörung der Kapelle zu Schafelerhave nicht bei.

In Akten vom Jahre 1674 (früheres Jeverisch. Land.-Arch. 315, Streit zwischen Stadt und Vorstadt Jever) heißt es dann, daß Schafelhave oder Schafeler Have einst ein herrschaftliches Vorwerk nahe bei der Stadt Jever gewesen sei. Fräulein Maria habe dasselbe niederlegen lassen und die dazu gehörigen Ländereien gegen einen gewissen Kanon den Bürgern zu Jever übergeben, welche das Schafelhavener Land sehr verbesserten und noch 1674 und später die Steuer davon jährlich entrichteten. In diesem Jahre boten die Vorstädter die doppelte Steuer, erhielten aber die Ländereien nicht in Pacht, weil das der Herrschaft unbillig erschien. Es ist nach diesen Angaben kaum anzunehmen, daß jenes Vorwerk auf dem Schafelhaverberge gestanden hat, dazu würde der Bauschuttkegel von viel zu geringer Ausdehnung sein. Wo wir jedoch dieses Vorwerk zu suchen, darüber liegen keinerlei Angaben vor. Vielleicht stand es im Berghamm, der auch eine nach der Stadt zu führende, schmale Zugangsverlängerung wie der Schafelhaverberg zeigt und dessen Schutthügel schon seit langer Zeit geschlichtet sein müssen.

Erneutes Interesse erwecken dann nicht die Schlötungsprotokolle über das Wiedeler- und Groß-Moorwarfer-Tief, in denen

¹⁾ Doc. Jever. Stifter und Klöster. Schafelhave.



auch einer „Schacklerhaver Brücke“ Erwähnung geschieht, sondern die lang sich hinziehenden Verhandlungen in den Jahren 1801 und 1802, wo der bekannte Dr. Seezen die sämtlichen Moorhäuser Ländereien zum Zwecke der Entwässerung und besseren Kultivierung derselben umdeichen wollte. Vielleicht gelangen seine Pläne in der Zukunft noch einmal zur Ausführung.

Stellen wir nun die Ergebnisse der Abtragung des Hügels mit den uns erhaltenen historischen Nachrichten in Parallele, so sehen wir uns genötigt, die in der Springerschen Chronik erwähnte Befestigung von Schackelhave um die Mitte des 12. Jahrhunderts ins Bereich der Fabel zu versetzen. Nicht die geringsten Spuren hätten sich davon erhalten. Denn die verhältnismäßig geringen Reste eichener Bohlen würden kaum auf einen Schutz durch einen Pallisadenzaun zu schließen erlauben.

Daß jedoch irgend welche menschliche Siedelung, nicht ein Steinbau, sondern vielleicht eine aus leichtem Fachwerk errichtete Fischerhütte schon vor jener Zeit in nächster Nähe gestanden hat, mag einem Zweifel kaum unterliegen. Die Fläche des Schackelhaverbergs bildet den Knotenpunkt des Deichsystems, das in südwestlicher Richtung, noch heute deutlich erkennbar und begehbar, den höheren Warfen beim Braderschen Landgute zu Moorwarfen zuführt, und weiterhin fast bis nach Heidmühle sich erstreckt, nach Norden hin aber, jenseits des Tiefs, einst den Hillerns'schen Hamm einschloß. Da wo beide Deichzüge zusammenstießen, bot eine ausgedehntere, erhöhte Fläche genügenden Raum zum Anbau. Jene Fischerhütte, die dem Hügel anscheinend den Namen verliehen, wird offenbar im Südwesten des Hügels gestanden haben. Von ihr mögen jene Reste eichener Bohlen herrühren, desgleichen jene flachrunden Thonkugeln, die wir als Fischnetzbeschwerer erkannten; auf den Handmühlsteinen endlich, deren Reste hier tief im Boden sich fanden, mögen die dürftigen Bewohner das Getreide zu ihrem Brote sich selbst zerkleinert haben. In den zu Anfang und um die Mitte des zwölften Jahrhunderts entbrannten Fehden wird diese Hütte ihren Untergang gefunden haben.

Um diese Zeit bildete Schackelhave oder seine unmittelbare Nachbarschaft den Kampfplatz zwischen den Östringern und den sie

mit Übermacht angreifenden Rüstingern und Sachsen am Tage vor Michaelis 1149 (28. Sept.) und späterhin mit den Rüstingern am 30. März 1165. Die im Gefecht Gefallenen sollen nach dem Berichte der Chronik auf dem Schlachtfelde selbst bestattet worden sein:

„vund sint oc aldar Hertogenn vund Herenn also beliggenn gebleuenn vund begrauenn vp dennfuluenn plake, dar se geslagenn weren. Vann denn Sassen sint gebleuenn Cordt vann Brochhusenn, Carsten Greue van Gulich, Wigboldt im Holte, Numis, Balcius, Nicolaus.“

Der hier erwähnte Cordt vann Brochhusen entstammte offenbar dem alten Bruchhäuser Grafengeschlechte; wir besitzen aber keine weitere Nachricht über seinen bei Schafelhave in Östringen erfolgten Tod. Wigboldt im Holte gehörte entweder dem Diepholzer Grafenhanse oder dem Geschlechte derer vom Holte an. Einen Grafen von Jülich, der um 1150 gestorben wäre, kennt die Geschichte nicht; es giebt in diesem Hause überhaupt keinen Grafen Karsten oder Christian.¹⁾

Daß wir im höchsten Teile des Schafelhaverberges den gemeinschaftlichen Grabhügel für die in jenen Schlachten Gefallenen

¹⁾ Die Erwähnung des Jülicher Grafen in dieser Fehde gestattet vielleicht einen Schluß auf die Entstehungszeit des lateinischen Urtextes der durch Eilert Springer uns erhaltenen Östringer Chronik, der schon Emnius, *Rer. Fris. hist.* S. 109, diesen Namen beilegt: *ut in commentariis quibusdam Ostringiorum inveni.* Der streitlustige Graf Wilhelm IV. von Jülich (1219 bis 1276) leistete im Jahre 1234 dem Rufe der Kreuzprediger Folge und führte seine Scharen an die Ufer der Weser zum Kampf gegen die Stedinger, die am 27. Mai desselben Jahres den überlegenen Waffen des Kreuzheeres erlagen. Sein Name war damals hier zu Lande in aller Munde. Sollte da vielleicht der Autor des lateinischen Urtextes jener Chronik durch irgend welche Verwechslung getäuscht oder durch einen uns unbekanntem Grund bewogen, den Namen des Jülicher Grafengeschlechts mit in das Verzeichnis der bei Schafelhave Gefallenen aufgenommen haben? Dann würde die Entstehung des Urtextes der Östringerchronik in der Zeit kurz nach dem Stedingerkreuzzug anzusetzen sein. Übrigens ist eine Beteiligung der Jülicher Grafen an diesen Fehden bei den damals ziemlich lebhaften Beziehungen dieses Geschlechts zu den Friesenlanden keineswegs ausgeschlossen.

wiedergefunden haben, scheinen die Resultate der Abtragung mit ziemlicher Bestimmtheit zu bestätigen, denn daß die in der Tiefe des Hügels angetroffenen Menschengelbeine vor Erbauung der Kapelle bestattet worden sein müssen, ist oben schon nachgewiesen worden. Die außerordentliche Menge der vorgefundenen menschlichen Knochen scheint weiter darauf hinzuweisen, daß hier einst mehr als die oben genannten sechs Gefallenen ihre Grabstätte gefunden haben und zwar mit derselben Bestimmtheit, wie der beschränkte Raum des Fundorts der Menschenknochen, der kaum 25 m im Durchmesser betrug, klar stellt, daß die Angaben der Chronik, wonach in der ersten Schlacht 3000, in der zweiten sogar 8000 Mann gefallen sein sollen, durch die Sage ins Unglaubliche vergrößert worden ist. Immerhin mögen hier 100—200 Gefallene bestattet gewesen sein.

Mit keinem Worte erwähnen die Chroniken der Erbauung einer Kapelle auf dem Schlachtfelde über den Gräbern der Gefallenen; auch keine Urkunde berichtet davon.

Nach der *Chronica Jeverensis* sollen die Östringer infolge ihres vor der Schlacht bei Schafelhove geleisteten Gelübdes zu Ehren des heiligen Stephan die Kirche zu Schortens erbaut haben, wo aber schon vorher eine bestanden haben muß — sie wurde im Verlauf der damaligen Wirren verbrannt — und eine zweite zu keiner Zeit nachweisbar ist. Daß es sich aber um die Neuerrichtung einer vorher nicht bestehenden Kirche, nicht um den Wiederaufbau einer alten gehandelt hat, geht aus dem ganzen Ton der Erzählung deutlich hervor. Weshalb die Östringer gerade den heiligen Stephan um Hilfe angegangen und ihm dafür eine Kapelle gelobt haben sollen, ist gleichfalls schwer zu begreifen. Vielleicht daß ein Schortenser von der Hoheit seines Schutzpatrons überzeugter Geistlicher in der Absicht, seinem Heiligen immer neue Ehren zuzuweisen und seiner Kirche Ansehen durch diese Erzählung zu erhöhen, in schon sehr früher Zeit der Östringer Chronik den entsprechenden Wortlaut zu geben verstanden hat.

Die Rasteder Jahrbücher lassen in Erfüllung des von den Östringern gethanen Gelübdes die Kapelle beim Kloster Östringfelde, nicht die Klosterkirche daselbst, erbaut werden. Eine der heiligen



Jungfrau geweihte Kapelle hat neben der Klosterkirche zu Östringfelde, die gleichfalls eine Marienkirche war, gestanden. Wunderbar ist nur, daß die Gründung des Baues der Klosterkirche in ganz gleicher Weise erzählt wird, wie die der Kapelle. Um's Jahr 1124 soll dieselbe zur Bezahlung eines Gelübdes wegen eines über die Rüstinger bei Schafelhave erhaltenen, sagenhaften Sieges zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria von den Östringern erbaut worden sein. Der Gleichlaut des Berichtes macht die Sache verdächtig. Leider läßt sich die Existenz einer neben dem Kloster Östringfelde erbauten Kapelle nicht wohl bestreiten. Sie ist im Jahre 1610 niedergerissen und aus ihrem Material die Friedhofskapelle in Zeber errichtet worden. Zudem ist es viel glaublicher, daß die Östringer in ihrer Not die mächtige und hochgepriesene Himmelskönigin und Gottesmutter Maria, die Patronin ihres Landes, deren Bild ihr Sechzehnerkollegium im Siegel führte,¹⁾ um Hilfe angerufen haben, als den heiligen Stephan von Schortens. Wer demnach die Frage kurzer Hand entscheiden will, welcher von beiden Kirchen der Ruhm gebührt, das Gedächtnis der Schlacht zu bewahren, der wird kaum umhin können, sich für die Östringfelder Marienkapelle zu entscheiden.

Gleichwohl ist es auch hier nicht unmöglich, daß ein Östringfelder Weltgeistlicher oder Klosterbruder, um jener Kapelle Anteil zu verschaffen an dem Ruhm der großen Klosterkirche, zur weiteren Förderung der Ehre der hohen Gottesmutter, vielleicht auch mit Rücksicht auf seinen dürftigen Säckel, die Einfügung des Namens seiner Kirche in die Geschichtsbücher zu erschleichen gewußt hat. Denn daß in Östringfelde die Wissenschaften, besonders die Geschichtswissenschaften, eine Pflegestätte gefunden hatten, das erhellt aus der zweiten Note²⁾ zu einer bei Kemmer von Seediek aufbewahrten Urkunde vom 25. Jan. 1350. Aller Wahrscheinlichkeit entstammt die bei Springer erhaltene Erzählung jener Östringersiege der literarischen Beschäftigung der Östringfelder Klostergeistlichen.

¹⁾ Abgebildet ist dasselbe in Hamelmanns Chr. S. 116.

²⁾ Sie ist abgedruckt in Chron. Jev., herausg. v. Fr. W. Riemann, S. 30.



Wem die im Jahre 1497 urkundlich nachweisbar zu Schafelhave vorhandene Kapelle, deren Fundamente und dürftige Überbleibsel die nun erfolgte Abtragung zu Tage gefördert hat, und die, danach zu urteilen, damals schon seit unvordenklichen Zeiten bestanden haben muß, geweiht gewesen ist, wissen wir nicht. Nicht die leiseste Kunde von ihrer Gründung ist auf uns gekommen. Nur ihre wahrscheinlich langjährige Existenz um 1497 steht fest, jedoch ist sie im Stader Copiar vom Jahre 1420 nicht mit angeführt, Daß die in der Einöde, abseits aller menschlichen Wohnungen, mitten im tiefen, zu gewissen Zeiten damals wenigstens fast unzugänglichen Moor gelegene Kapelle zur Befriedigung des religiösen Bedürfnisses der fernab siedelnden Umwohner erbaut worden sei, wird bei ruhiger Ueberlegung niemand zu behaupten wagen, der die Gegend kennt. Da liegt es außerordentlich nahe, die Erbauung der Kapelle in die Zeit nach den Östringersiegen, vielleicht in das Ende des 12. oder den Anfang des 13. Jahrhunderts zu versetzen, eine Zeit, der die meisten Steinbauten der Kirchen Seeverlands entstammen, und in ihr entweder die von den Östringern gelobte Gedächtniskirche zu suchen, oder auch eine zum Andenken an die daselbst gefallenen und auf dem Felde der Ehre bestatteten Grafen von den Nachkommen derselben errichtete Betkapelle, in welcher die für dieselben gestifteten Seelenmessen gelesen wurden. Letztere Vermutung liegt um so näher, je weniger es wahrscheinlich ist, daß in derselben regelmäßiger Gottesdienst für die weitab, in wegsamerer Gegend wohnenden Landleute abgehalten worden sein sollte. Auch die Nichterwähnung dieser Memorialkapelle im Stader Copiar würde sich so leicht erklären lassen.

Wie ihre Erbauung ist auch der Untergang der Kapelle in schwer zu lichtendes Dunkel gehüllt. Ihr Vorhandensein sichern allein die Urkunde vom 18. Oktober 1497 und die Ergebnisse der Abtragung des Hügels. Nach diesem Datum muß sie, wie wir oben gesehen haben, durch Feuer zerstört sein. Die Reste soll Fräulein Maria wahrscheinlich zwischen 1530 und 40 haben abtragen lassen.

Wenn wir uns nicht entschließen können, was allerdings wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, einem zufällig ausgebrochenen



Brande die Schuld der Zerstörung beizumessen, so stoßen wir bei einer Umschau danach, wann die erste zerstörende Hand an die Kapelle gelegt wurde, auf zwei Zeitpunkte, in denen das Zerstörungswerk begonnen sein könnte.

Im Jahre 1514 griff ein übermächtiger Fürstenbund, im Westen Herzog Georg von Sachsen, im Osten alle Welfenherzöge im Verein mit dem Grafen Johann von Oldenburg und den Junkern Christoffer von Zever und Hero Omken von Esens - den mit der Reichsacht belegten Grafen Edzard von Ostfriesland an. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit unglaublicher Erbitterung und barbarischer Zerstörungswut geführt. Die Verbündeten hatten die schwarze Garde in Sold genommen. Diese eröffnete um Mitte Februar 1514 den Feldzug mit der Plünderung der ostfriesischen Dörfer Leerhase und Rispel und des bei Wittmund gelegenen Klosters Burmönken. Alle drei gingen dabei in Feuer auf. Dann belagerten die Verbündeten die sehr feste Friedeburg. Um jeder Zeit zu rascher Hilfeleistung bereit zu sein, bezog Edzard bei dem niedergebrannten Kloster Burmönken ein Lager. Von hier aus überfiel er um Mitte März das noch nicht befestigte Zever, plünderte es rein aus und ließ es im Feuer aufgehen. Auch die nähere Umgegend wurde arg verheert. Möglich also, daß schon damals auch die Kapelle zu Schafelhave als Rache für Burmönken niedergebrannt wurde.

Zur Zeit der Einführung der Reformation im Zeverland wird wenigstens eines Priesters daselbst nicht Erwähnung gethan.

Als im Jahre 1531 die jeverschen Fräulein sich der Gewalt der ostfriesischen Grafen entzogen und im Laufe des Sommers sich wieder in ihrer Herrschaft gesichert hatten, erschien im September ein ostfriesisches Heer vor der Burg Zever. Der Flecken war vorher auf Fräulein Marias Befehl in Asche gelegt worden. Die Ostfriesen belagerten die Burg vom Anfang September bis in den Oktober hinein. Während dieser Zeit durchzogen sie plündernd und mit der Brandfackel in der Hand das schwer von ihnen heimgesuchte Zeverland. War sie im Jahre 1514 verschont geblieben, so entging die Kapelle auf Schafelhave, wo wahrscheinlich noch ein Priester nach altem Ritus den Kirchendienst versah, jetzt sicher nicht



der Zerstörungswut der Ostfriesen. Die bis zur gänzlichen Abtragung der übriggebliebenen Reste durch Fräulein Maria verstrichene kürzere Zeit macht es wahrscheinlicher, daß die Kapelle damals ihren Untergang gefunden hat.

Die späteren Schicksale Schafelhaves entbehren höheren historischen Interesses.

Die aus dem Fundamente entnommenen großen Feldsteine sind auf Befehl Seiner Königl. Hoheit des Großherzogs wieder in Reihen gelegt, so daß man auch später den Platz und die Umrisse des alten Gotteshauses wird erkennen können.



I. Die Schwestern „de Schodis“.

1. Über die Gemahlinnen der beiden Grafen von Oldenburg-Wildeshausen, die in den Jahren 1233 und 1234 den Tod in Kämpfen gegen die Stedinger fanden, bringt die älteste Rasteder Klosterchronik cap. 27, nachdem sie die Söhne der Grafen aufgezählt hat, folgende Nachricht:

„Isti duo fratres Hinricus et Borchardus habuerunt duas sorores de Schodis, ex quibus istos prenominatos comites genuerunt.“

Das ist fast alles, was wir von diesen Frauen wissen, die nach dem plötzlichen Hingang ihrer noch in kräftigem Lebensalter stehenden Männer mit einer ziemlichen Anzahl meist unmündiger Kinder zurückblieben. Nur ihre Vornamen werden uns noch in gelegentlicher Urkundenerwähnung übermittelt: Ermendrudis¹⁾ hieß die Gemahlin Heinrichs, diejenige Burchards Cunegundis;²⁾ die letztere hat schließlich noch Güter „in Slavia“ besessen, über deren Herkunft und Lage sich leider nicht das Geringste ermitteln ließ.³⁾ Die Familie dagegen, der die beiden Schwestern angehörten, war bisher unbekannt, da eine Herrschaft Schoden — um den mutmaß-

¹⁾ 1222 (Hodenberg, Calenberger UB. III, Nr. 47); 1256 erwähnen ihre Söhne sie als verstorben (Ztschr. f. vaterl. Gesch. 6, 258).

²⁾ 1236 (Sello, Kloster Hude 52 f.); abgekürzt C. (ohne Datum, Hodenberg, Hoyer UB. VII, Nr. 5). In den noch zu besprechenden Urkunden von 1241 scheint sie schon verstorben zu sein. Der Name Hildegundis in der Urkunde von 1230 (Ztschr. f. vaterl. Gesch. 6, 246 f.) muß in irgend einer Instanz der urkundlichen Überlieferung verderbt worden sein, vgl. Sello, Land Würden S. 5.

³⁾ Im Jahre 1241 verkaufen die Grafen Heinrich IV. der Bogener von Oldenburg und seine Brüder Ludolf, Otto und Thomas dem Bischof von Minden einen umfassenden Komplex von genau namhaft gemachten Gütern und Gerechtigkeiten an der Oberweser, die um die Burg Benowe (bei Liebenau, Kreis Stolzenau) gruppiert sind, und nehmen von ihrem Verkaufe aus, „die in Slavia belegenen Güter, welche unserer Mutter gehört haben.“ Entsprechend urkunden auch ihre vier Vettern Heinrich V., Ludolf, Burchard und Wilbrand; sie verkaufen gleichfalls jene Güter, die somit vordem gemeinsamer Besitz ihrer Väter, wohl aus deren mütterlicher (Hallerländer) Erbschaft, gewesen sein müssen, und machen dieselbe Ausnahme mit denjenigen „Gütern in Slavia, welche ihr Vetter Heinrich aus mütterlicher Erbschaft besitzt.“ (Hoyer UB. VII, Nr. 18, 167.)